

berichten gab. Wieder begann es, in ihren Ohren zu rauschen, ihr Herz hämmerte wie verrückt.

»Ich muss dir leider mitteilen, dass deine Mutter hirntot ist.«

Antonia kannte den Begriff aus Filmen und wusste, was er bedeutete. Etwas in ihrem Inneren sträubte sich dagegen, die Worte der Ärztin zu akzeptieren.

Sie trat neben das Bett und legte ihre Hand auf die Brust ihrer Mutter. Sie fühlte, wie sie sich hob und senkte.

»Sie atmet, ich spüre ihren Herzschlag.«

»Sie lebt nur, weil sie an den Maschinen hängt«, erklärte die Ärztin.

Antonia nickte, erneut traten Tränen in ihre Augen.

»Soll ich deine Freundin und ihre Mutter zu dir holen?«, fragte die Ärztin.

»Was wird nun passieren?« Antonia ging nicht auf die Frage der Ärztin ein.

»Das müssen wir nicht jetzt entscheiden«, sagte diese und wiederholte ihre Frage erneut.

Antonia nickte. Sie war wie betäubt, selbst das Weinen ging nun nicht mehr. Die Ärztin verließ den Raum, und wenig später traten Amanda und Judith ein. Beide wirkten unsicher. Judith trat neben Antonia, Amanda blieb an der Tür stehen. Eine eigentümliche Art von Beklemmung lag im Raum. Antonia kannte das schon. Als ihr Vater starb, war es ähnlich gewesen. Der Tod hatte seine Hand nach ihm ausgestreckt und nun nach ihrer Mama.

»Was ist?«, fragte Judith. »Was sagen die Ärzte?«

Antonia hatte einen trockenen Mund, konnte jedoch nicht schlucken. Das Gefühl von Schmerz breitete sich in ihr aus, und sie beantwortete Judiths Frage nicht. Sie sah ihre Mutter an, wie sie in den Kissen lag, irgendwo zwischen Himmel und Erde schwebend.

Erst eben hatte sie sich wie üblich von ihr verabschiedet. »Bis heute Nachmittag, Toni«, hatte sie gesagt. Eine flüchtige Umarmung, ein Kuss auf die Wange. Niemals wieder würde es diese Form des Abschieds geben. Kein Schokoladeneis zur Versöhnung, keine Videoabende mit einer Unmenge von Knabberkram, keine Urlaube im Schwarzwald mehr.

»Sie wird sterben«, flüsterte Antonia.

»Was?«, fragte Judith.

Amanda trat näher und fragte: »Wie meinst du das?«

»Sie ist hirntot«, antwortete Antonia. Ihre Stimme hörte sich nicht wie die ihrige an. Sie klang wie die einer Fremden. »Das hat die Ärztin gesagt. Sie wird sterben. Ich muss sie gehen lassen. Wir haben darüber geredet, nach Papas Tod.«

Antonia erinnerte sich, wie sie in der Küche am Tisch gesessen hatten und ihre

Mutter ihr die Papiere zeigte. Es war kurz nach dem Tod ihres Vaters gewesen. Sie sagte, jetzt haben wir nur noch uns. Der Tod hatte im Raum gestanden, war so plötzlich gekommen. Damals, als der Vater mit einem Husten zum Arzt gegangen und todkrank wieder nach Hause gekommen war. Der Tod war noch lange Zeit nach seiner Beerdigung in ihrer Nähe geblieben und hatte ihren Alltag gelähmt. Das erste Weihnachten, es war irgendwie vergangen. Ihr Geburtstag, der Hochzeitstag ihrer Eltern, an dem Mama geweint hatte. Trauer hat viele Gesichter. Es sind die dunklen Schatten, die einen immer wieder einholen. Einer dieser Schatten war die Patientenverfügung auf dem Küchentisch. Die Angst vor dem, was sein könnte. Plötzlich stand im Raum, dass es nicht immer so weitergehen würde. Dass die Mutter vorsorgen musste, damit Antonia im Ernstfall nicht mit der Entscheidung allein war. Sie hatte das Papier nicht lesen wollen. Sie hatte ihre Mutter angeschrien. Sie solle endlich aufhören, hatte sie geschimpft. Sie solle zu leben beginnen und nicht ständig ans Sterben denken. Sie war aus der Küche gerannt, aus der Wohnung und aus dem Haus in den Park, wo sie ihren Tränen freien Lauf ließ.

Es war besser geworden. Der Tod war Stück für Stück gegangen und hatte die dunklen Schatten weniger werden lassen. Das letzte Weihnachtsfest war schön gewesen. Sie hatten einen Baum gehabt, Mamas Freundin Biggi, geschieden, war mit ihren beiden Kindern, Susi und Andrea, acht und zehn Jahre alt, zu Besuch gewesen, und sie hatten gemeinsam gekocht. Erst neulich war Mama mit einem Kollegen ausgegangen. Sein Name war Thomas. Er hatte sie geküsst. Vor dem Haus, Antonia hatte es von ihrem Fenster aus gemeinsam mit Judith beobachtet, und sie hatten sich darüber gefreut. Und nun lag sie hier, umgeben von Schläuchen und blinkenden Maschinen, die bald nicht mehr blinken würden. Es würde wie bei ihrem Vater sein. Bald schon würden sie die Apparate ausschalten, und die blaue Linie auf dem Monitor würde keine gezackten Bögen mehr anzeigen, sondern zu einem Strich werden.

»Sie hat so eine Verfügung. Sie ist bei unserem Hausarzt hinterlegt.«

Amanda nickte. Sie trat neben Antonia und legte den Arm um sie. »Soll ich es der Ärztin sagen?«, fragte sie. Antonia nickte. Judith sagte nichts mehr. Sie schien wie erstarrt, war leichenblass. Es war zu viel für sie, das spürte Antonia. Judith kannte den Tod nicht. Keine Minute später verließ sie mit den Worten »Es tut mir leid. Es geht nicht« den Raum.

Amanda blieb noch einen Moment, dann fragte sie: »Kann ich dich für eine Weile allein lassen?«

»Ich bin nicht allein. Mama ist da. Geh ruhig und beruhige sie.«

Amanda ging, und Antonia trat näher ans Bett. Irgendwann legte sie sich seitlich neben ihre Mutter. Sie lauschte ihrem Herzschlag, spürte, wie sich ihre Brust hob und senkte. Ihre Nähe war so wunderbar vertraut. Antonia schloss die Augen. Als kleines Mädchen hatte sie oft eng an sie gekuschelt morgens im Bett gelegen und ihrem Herzschlag zugehört. Sie versuchte, eine Erinnerung aus jener Zeit in sich heraufzubeschwören. Wie sie unter der mit kariertem Flanellbezug bezogenen Bettdecke im Schlafzimmer lagen, wie das graue Licht eines Wintertages in den Raum fiel und vor dem Fenster Schneeflocken sacht auf die Erde sanken. Es war so still und friedlich gewesen. Bis Papa kam und lautstark verkündete, dass der Frühstückstisch gedeckt sei.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit ihr noch blieb, bis jemand kam und die Maschinen abschaltete. Sie wünschte, es würde niemand kommen. Sie wünschte aufzuwachen, und alles wäre nur ein böser Traum.

3. Kapitel

Antonia saß im Wartebereich des Jugendamtes und starrte auf den blauen Linoleumboden. Sie hatte die Kopfhörer ihres Walkmans aufgesetzt. Es lief Roxette mit *It must have been love*. Die Beerdigung ihrer Mutter lag jetzt drei Tage zurück. Es war ein nebliger und kühler Tag gewesen. Sie wusste nicht mehr, wie sie ihn überstanden hatte. Es waren viele Menschen gekommen, Kollegen, Freunde der Familie, auch Judith, die die ganze Zeit über nicht von ihrer Seite gewichen war, was Antonia ihrer besten Freundin hoch anrechnete. Gesichter, Beileidsbekundungen, Worte, die an ihr vorüberflogen. Später war sie noch bei Judith gewesen, ihre Mutter hatte gekocht. Spaghetti. Keinen Bissen hatte sie hinuntergebracht. Am liebsten wäre sie für immer bei Judith geblieben. Doch das war nicht möglich. Das Jugendamt, das nun fürsorgepflichtig für sie war, war noch am Todestag ihrer Mutter in Form einer Betreuerin namens Sandra, einer blonden Sozialarbeiterin mit Schlaghosen und Lippenpiercing, in ihr Leben getreten. Sie hatte zu Hause ihre Sachen packen und in eine Wohneinrichtung des Jugendamtes umziehen müssen. Für den Nachlass ihrer Mutter gab es einen Nachlassverwalter. Er war Mitte fünfzig, kugelrund und trug altbacken aussehende Cordanzüge. Er hieß Hans-Dieter Gottwald und hatte stets ein Grinsen auf den Lippen. Eine solche Arbeit ertrug man wohl nur als hoffnungslose Frohnatur oder hartnäckiger Pessimist. Antonia war der Mann sympathisch, obwohl er ein bisschen nach Mottenkugeln roch. Er kümmerte sich um ganz profane Dinge, wie die Kündigung und Auflösung der Wohnung, die Organisation der Beerdigung und die Sicherung der Vermögensstände. Mama hatte für den Fall der Fälle eine Lebensversicherung abgeschlossen. Diese würde an Antonia an ihrem achtzehnten Geburtstag ausgezahlt werden.

Sie wusste nicht, weshalb sie heute aufs Jugendamt kommen sollte. Bisher hatte die Leiterin der Wohneinrichtung, in der sie nun lebte, alles Notwendige mit ihr besprochen. Die Einrichtung lag im Stadtteil Bierstadt in einem Neubau, und in jeder der acht sich darin befindenden Wohngemeinschaften wohnten maximal fünf Mädchen oder Jungen und eine Betreuerin. Zusätzlich gab es einen weiteren Sozialarbeiter, dazu die Leiterin, Frau Morgenthal, eine Mittfünfzigerin, die stinkende Zigarillos rauchte, und einen Hausmeister, den alle nur Didi nannten, weil er eine gewisse Ähnlichkeit mit Dieter Hallervorden aufwies. Nur eine von Antonias Mitbewohnerinnen war eine Waise wie sie selbst. Der Rest

kam aus schwierigen sozialen Verhältnissen, wie man so schön sagte. Mutter oder Vater alkohol- oder drogenabhängig, eine war von ihrem Stiefvater misshandelt worden. Ein Mädchen – ihr Name war Sarah – war recht aggressiv. Sie war auf Antonia wegen einer Nichtigkeit gleich am ersten Abend losgegangen. Eine andere war ein Grufti und rannte ständig in schwarzen Klamotten herum. Schwarze Haare, das Gesicht blass geschminkt, schwarzer Lippenstift. Sie war Antonia unheimlich. Und was Sandra anging, hatte Antonia inzwischen erkannt, dass sie einen Hang zur Theatralik hatte und mit der Betreuung ihrer Schützlinge überfordert zu sein schien. Antonia hatte Glück und ein Zimmer für sich allein. Darin verkroch sie sich die meiste Zeit und kam nur zu den Mahlzeiten heraus. Sie weinte viel, starrte die kahlen Wände an, oft hörte sie bis tief in die Nacht hinein Musik und träumte sich in eine Welt, die es nicht mehr gab. Sie ging wieder zur Schule, nachmittags zu Judith. Dort war ihr Leben normal und fühlte sich wie früher an. Früher, das war erst vor zehn Tagen gewesen. Die Altbauwohnung mit den hohen Decken und der Flügeltür, die Ess- und Wohnzimmer miteinander verband. Das alte Klavier, auf dem Mama gern gespielt hatte. Die Wohnküche mit dem zum Innenhof führenden Balkon, auf dem sie im Sommer oft gesessen und gewürfelt hatten. Der Weihnachtsbaum im Erker des Wohnzimmers, den sie jedes Jahr am Abend des Dreiundzwanzigsten geschmückt hatten. Eine Fichte, deren Nadeln scheußlich pikten, rote und goldene Kugeln. Vertrautheit, Zuhause. Von früher konnte keine Rede sein, das alles lag nicht lange zurück.

Und nun saß sie hier, starrte auf den blauen Linoleumfußboden, Phil Collins begann, *Another Day in Paradise* zu singen, und sie fühlte diese unbeschreibliche Leere in sich. Sie war allein auf der Welt, zurückgeblieben, verlassen worden. Wie sollte sie das alles schaffen? Sie hasste die Wohngemeinschaft, hasste die Geräusche, Gerüche und fremden Stimmen um sich herum. Erneut wünschte sie sich, aus diesem Albtraum aufzuwachen.

Eine Berührung an der Schulter ließ Antonia zusammenzucken und aufblicken. Es war eine Mitarbeiterin des Jugendamtes, die sie freundlich anlächelte. Antonia nahm den Kopfhörer ab.

»Du kannst jetzt reinkommen«, sagte sie und ging in den Büroraum. Antonia folgte ihr. In dem Raum standen drei Schreibtische, Aktenschränke und einige Zimmerpflanzen. Die komplette Einrichtung wurde von Zigarettenrauch umwabert, den ein Mann mittleren Alters verursachte, der, eine Kippe im Mundwinkel, in einer Akte blätterte. Die Mitarbeiterin stellte sich als Frau